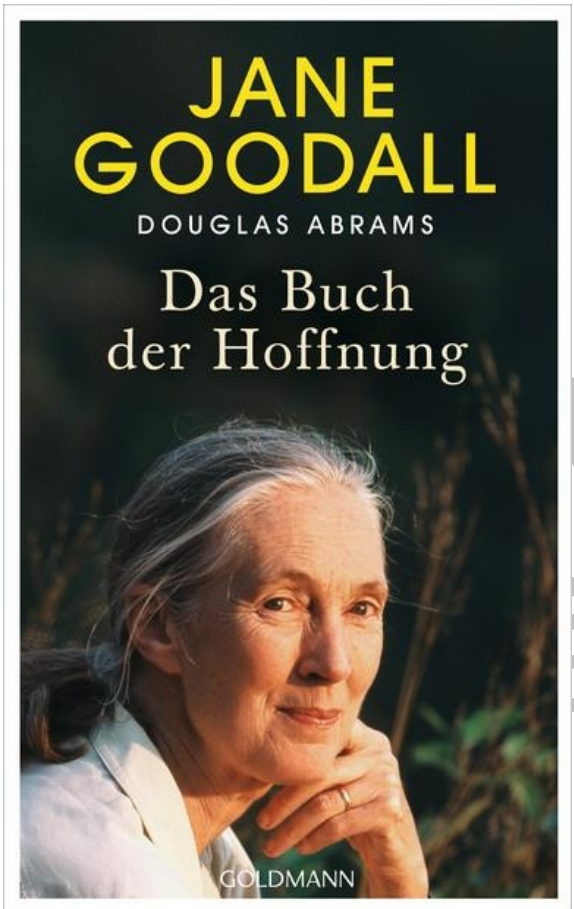


Leseprobe

Jane Goodall, Douglas Abrams

Das Buch der Hoffnung

»Das Gute im Blick behalten, ist die Devise der Primatenforscherin und Umweltaktivistin Jane Goodall.«
Süddeutsche Zeitung

Dokument enthält nicht freigegebene Elemente

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €

amazon.de Thalia Hugendubel.de Das Lesen ist schön!

Seiten: 272

Erscheinungstermin: 22. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Autor*in

Zum Buch

Wie können wir in schweren Zeiten Hoffnung schöpfen?

Jane Goodall ist ***die* Pionierin der Natur- und Verhaltensforschung** und seit Jahrzehnten leidenschaftliche Botschafterin des Artenschutzes. In ihren Zwanzigern ging sie in die Gombe-Wälder Tansanias, um die dort lebenden Schimpansen zu studieren; **heute ist sie zur Ikone einer neuen, jungen Generation von Klimaaktivist:innen geworden**.

In "Das Buch der Hoffnung" schöpft sie aus der Weisheit ihres ganzen, unermüdlich der Natur gewidmeten Lebens, um uns zu **lehren, wie wir auch im Angesicht von Pandemien, Kriegen und drohenden Umweltkatastrophen Zuversicht finden**.

Mit ihrem Co-Autor Douglas Abrams spricht Jane über **ihre Reisen, ihre Forschungen und ihren Aktivismus** und ermöglicht uns so ein neues Verständnis der Krisen, mit denen wir aktuell konfrontiert sind. Gemeinsam skizzieren Jane und Doug den einzig möglichen Weg in die Zukunft – indem wir **die Hoffnung wieder in unsere Leben einziehen lassen**.Denn es gibt sie, die Hoffnung, auch wenn sie uns manchmal unerreichbar scheint. Finden können wir sie in der Natur – und in unserer eigenen Widerstandskraft.



Autor

Jane Goodall, Douglas Abrams

JANE GOODALL
DOUGLAS ABRAMS
mit Gail Hudson

DAS BUCH DER HOFFNUNG

Ins Deutsche übertragen von
Andrea O'Brien und Jan Schönherr

GOLDMANN

Für Mum, Rusty, Louis Leaky und David Greybeard

Jane Goodall

Für meine Eltern und Hassan Edward Carroll
und alle, die Hoffnung suchen

Doug Abrams

Inhalt

Eine Einladung zur Hoffnung 9

I WAS IST HOFFNUNG? 15
Whisky und Swahili-Bohnensoße 17
Ist Hoffnung real? 22
Hast du je die Hoffnung verloren? 26
Kann die Wissenschaft Hoffnung erklären? 42
Wie können wir in schweren Zeiten Hoffnung schöpfen? 47

II JANES VIER GRÜNDE FÜR HOFFNUNG 55
Grund 1: Das Wunder des menschlichen Intellekts 57
Vom prähistorischen Affen zum Herrscher der Welt 59
Halb Sünder, halb Heilige 64
Ein neuer universeller Moralkodex 69
Der weise? Affe 74

Grund 2: Die Widerstandskraft der Natur 80
Ecological Grief – Umwelttrauer 88
Der Wille zum Leben 96
Anpassen oder untergehen 100
Mutter Natur unter die Arme greifen 103
Vor dem Aussterben gerettet 107
Die Vielfalt des Lebens 113
Wir brauchen die Natur 122

Grund 3: Die Macht der Jugend 129
Liebe an einem hoffnungslosen Ort 136
»Ich will eure Hoffnung nicht« 144
Der Ozean besteht aus Millionen Tropfen 148
Die Zukunft nähren 152

Grund 4: Der unbeugsame menschliche Kampfgeist 160
Wenn ich beschließe, auf den Everest zu steigen 163
Der Kampfgeist, der nie aufgibt 169
Den unbeugsamen Kampfgeist in Kindern fördern 177
Wie der unbeugsame Kampfgeist
uns bei der Heilung hilft 179
Wir brauchen einander 183

III DER WEG ZU EINER BOTSCHAFTERIN DER HOFFNUNG 191
Eine lebenslange Reise 193
Herausforderungen in Afrika 213
Von der schüchternen jungen Frau zur
weltbekannten Rednerin 215
Nennen wir es einfach eine Aufgabe 218
War es Zufall? 222
Spirituelle Evolution 226
Janes nächstes großes Abenteuer 232

FAZIT EINE BOTSCHAFT DER HOFFNUNG VON JANE 241
Danksagung 252
Weiterführende Literatur 258
Die Jane Goodall Institute in Deutschland,
Österreich und der Schweiz 266
Sach- und Personenregister 267
Bildnachweis 271

Eine Einladung zur Hoffnung

Wir erleben finstere Zeiten.

Überall auf der Welt werden Menschen wegen ihrer Hautfarbe oder Religion diskriminiert, es geschehen Verbrechen aus Hass und terroristische Anschläge, rechtsextreme Hetze heizt Demonstrationen und Proteste so an, dass es viel zu oft zu gewalttätigen Ausschreitungen kommt. Die Schere zwischen Arm und Reich klafft weiter auseinander, was Wut und Unruhen auslöst. In vielen Ländern ist die Demokratie in Gefahr. Zu all dem kommt nun noch die COVID-19-Pandemie mit viel Leid und unzähligen Toten, Jobverlust und wirtschaftlichem Chaos auf der ganzen Welt. Die Klimakrise, vorübergehend ins Abseits gedrängt, stellt eine noch größere Bedrohung dar, nicht nur für unsere Zukunft, sondern für alle Lebewesen auf unserem Planeten.

Der Klimawandel wird uns vermutlich nicht erst in der Zukunft betreffen, bereits jetzt sind wir mit Veränderungen im globalen Wettergeschehen konfrontiert, mit dem Abschmelzen von Gletschern und von Polareis, mit Hurrikanen, Tornados und Taifunen von katastrophaler Stärke. Mit drastischen Überflutungen, langen Dürreperioden und verheerenden Bränden auf der ganzen Welt. Zum ersten Mal wurden am Polarkreis Brände aufgezeichnet.

Jane Goodall ist fast neunzig Jahre alt, denken vielleicht einige jetzt. Wie kann es sein, dass sie über Hoffnung schreibt, obwohl sie doch selbst sieht, was in der Welt geschieht? Wahrscheinlich

gibt sie sich einem Wunschdenken hin und stellt sich nicht den Tatsachen.

Ich stelle mich durchaus den Tatsachen. Und ich gebe zu, dass auch ich gelegentlich deprimiert bin, vor allem, wenn es mir scheint, dass die ganze Mühe, der Einsatz und die Opfer so vieler Menschen, die für soziale Gerechtigkeit und eine bessere Umwelt kämpfen, gegen Vorurteile und Rassismus und Gier, umsonst sind. Die Gewalten, gegen die wir antreten, Gier, Korruption, Hass, blinde Vorurteile, sind so beschaffen, dass man uns für töricht halten mag, weil wir glauben, wir könnten sie überwinden. Es ist verständlich, dass es Zeiten gibt, in denen wir uns dazu verdammt fühlen, tatenlos zuzusehen, wie die Welt untergeht, »nicht mit einem Knall, sondern mit einem Wimmern«, wie T. S. Eliot es so passend ausdrückte. In acht Jahrzehnten habe ich einige Katastrophen erlebt, den Anschlag vom elften September, Amokläufe an Schulen, Selbstmordattentate, um nur einige zu nennen, und ich weiß, welches Leid daraus entsteht. Ich wuchs während des Zweiten Weltkriegs auf, damals stand zu befürchten, dass Hitler und die Nazis die Welt erobern. Erlebt habe ich auch das Wettrüsten während des Kalten Kriegs und die ständige Angst vor einem alles vernichtenden Atomkrieg, ich habe den Schrecken vieler Konflikte gesehen, die entsetzlichen Folgen, Folter und Tod für Millionen auf der ganzen Welt. Wie alle älteren Menschen habe ich dunkle Zeiten durchlebt und eine Menge Leid gesehen.

Doch jedes Mal, wenn mir der Mut sinkt, erinnere ich mich an die vielen erstaunlichen Geschichten von Personen, die sich mit Hoffnung, Unerschütterlichkeit und Entschlossenheit den »Mächten des Bösen« entgegenstellen. Ja, Sie haben richtig gelesen. Ich bin überzeugt, dass das Böse unter uns weilt. Aber viel machtvoller und ermutigender sind die Stimmen derjenigen, die sich dagegen erheben. Selbst wenn sie ihr Leben verlieren, hallen ihre

Stimmen noch lange nach, sie inspirieren uns und geben uns Hoffnung – Hoffnung, dass dieses seltsame, zerrissene menschliche Tier, das sich vor ungefähr sechs Millionen Jahren aus einem affenähnlichen Wesen entwickelt hat, im Grunde gut ist.

Seit ich 1986 begonnen habe, um die Welt zu reisen, um Bewusstsein zu schaffen für die von Menschen in ihrem sozialen Umfeld wie auch in der Umwelt angerichteten Schäden, habe ich viele Personen getroffen, die mir sagten, sie hätten jegliche Hoffnung für die Zukunft verloren. Besonders junge Menschen sind wütend, deprimiert oder entmutigt, weil wir ihre Zukunft gefährden und sie das Gefühl haben, nichts dagegen unternehmen zu können. Es stimmt, wir gefährden ihre Zukunft nicht nur, wie rauben sie ihnen sogar, denn wir plündern die endlichen Ressourcen unseres Planeten ohne Rücksicht auf zukünftige Generationen. Doch ich glaube auch, dass es nicht zu spät ist für eine Korrektur.

Die Frage, die mir am häufigsten gestellt wird, lautet: »Glauben Sie allen Ernstes, dass es noch Hoffnung gibt für unsere Welt? Für die Zukunft unserer Kinder und Enkel?«

Diese Frage kann ich ehrlich mit Ja beantworten. Ich glaube, es gibt noch ein Zeitfenster, innerhalb dessen wir die von uns verursachten Schäden an unserem Planeten wiedergutmachen könnten, aber dieses Fenster schließt sich bereits. Wenn wir uns um die Zukunft unserer Kinder und deren Kinder sorgen, wenn wir uns um die Gesundheit der Natur sorgen, dann müssen wir uns zusammenschließen und handeln. Jetzt! Bevor es zu spät ist.

Was genau ist diese »Hoffnung«, an die ich immer noch glaube, die mich zum Weitermachen motiviert, mich antreibt, für die gute Sache zu kämpfen? Was meine ich genau mit »Hoffnung«?

Hoffnung wird oft missverstanden. Viele verwechseln sie mit passivem Wunschdenken. Man hofft, dass etwas geschehen wird, legt aber die Hände in den Schoß. Tatsächlich ist eine solche passive

Haltung das genaue Gegenteil von echter Hoffnung, denn diese erfordert Handeln und Engagement. Nicht wenige haben begriffen, wie schlecht es um unseren Planeten bestellt ist, aber sie schreiten nicht zur Tat, denn sie fühlen sich hilflos, hoffnungslos. Deswegen halte ich dieses Buch für wichtig, denn es wird, das hoffe (!) ich zumindest, den Menschen zeigen, dass ihr Handeln, egal wie geringfügig, eine ausschlaggebende Wirkung hat. Die kumulative Wirkung unzähliger kleiner ethischer Handlungen kann unsere Welt retten und sie für zukünftige Generationen erhalten. Wozu handeln, wenn man keine Hoffnung hat, dass man damit etwas bewirkt?

Warum gerade ich Hoffnung empfinde in diesen finsteren Zeiten, werde ich in diesem Buch erklären. An dieser Stelle möchte ich nur so viel sagen: Ohne Hoffnung ist alles verloren. Hoffnung ist ein wichtiger Teil unserer Überlebensstrategie, die uns als Art seit der Steinzeit erhalten hat. Ohne Hoffnung hätte ich meine eigene unglaubliche Reise nie unternehmen können.

Diese Themen und vieles mehr habe ich mit meinem Co-Autor Doug Abrams besprochen und auf den Seiten dieses kleinen Buchs festgehalten. Doug schlug mir das Format des Dialogs vor, wie im *Buch der Freude*, das gemeinsam mit dem Dalai Lama und Erzbischof Desmond Tutu entstand. In den folgenden Kapiteln wird Doug in der Rolle des Erzählers auftreten, er berichtet von unseren Gesprächen in Afrika und Europa. Mit Dougs Hilfe kann ich Ihnen schildern, was ich während meines langen Lebens und durch die Erforschung der Natur über die Hoffnung gelernt habe.

Hoffnung ist ansteckend. Hoffnungsvolles Handeln ermutigt andere. Es ist mein aufrichtiger Wunsch, dass Ihnen dieses Buch Trost spendet in dieser sorgenreichen Zeit, Ihnen einen Weg aufzeigt in dieser unsicheren Zeit, Ihnen Mut gibt in dieser angstbesetzten Zeit.

Wir laden Sie ein, mitzukommen auf unsere Reise zur Hoffnung.

Jane Goodall, Ph. D., DBE, UN-Friedensbotschafterin

I

WAS IST HOFFNUNG?

Whisky und Swahili-Bohnensoße

Am Abend vor Beginn unserer Gespräche war ich nervös, denn es stand viel auf dem Spiel. Die Welt brauchte Hoffnung, und zwar dringender als je zuvor, wie mir schien. Seit ich Jane vor Monaten gebeten hatte, mit mir für ein neues Buch über ihre Gründe für Hoffnung zu sprechen, war mir dieses Thema nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Was ist Hoffnung eigentlich genau? Warum empfinden wir sie? Ist Hoffnung echt? Kann man Hoffnung nähren? Gibt es wirklich noch Hoffnung für unsere Art? Es war an mir, diese Fragen zu stellen, die uns alle umtreiben, wenn wir Not leiden und manchmal sogar daran zu verzweifeln drohen.

Jane Goodall ist ein Vorbild, eine international gefeierte Persönlichkeit, die seit Jahrzehnten als Botschafterin der Hoffnung durch die Welt reist. Ich wollte unbedingt wissen, warum sie mit Vertrauen in die Zukunft blickt, war aber genauso neugierig zu erfahren, wie sie es geschafft hatte, trotz der vielen Herausforderungen in ihrem Leben als Pionierin nie die Hoffnung zu verlieren.

Während ich nervös über meinen Fragen brütete, klingelte das Telefon.

»Möchtest du vorbeikommen, um mit mir und meiner Familie zu Abend zu essen?«, fragte Jane. Ich war gerade in Daressalam gelandet und willigte erfreut ein, gern würde ich mit ihr und ihrer Familie essen. Auf diese Weise würde ich nicht nur die Ikone Jane Goodall kennenlernen, sondern sie auch als Mutter und Großmut-

ter erleben, mit ihr gemeinsam essen, also sozusagen »das Brot brechen«, und, wie ich vermutete, ein bisschen Whisky trinken.

Janes Haus ist nicht leicht zu finden, es gibt keine richtigen Hausnummern, es liegt am Ende einer verzweigten Staubpiste neben dem großen Anwesen von Julius Nyerere, dem ersten Präsidenten von Tansania. Ich fürchtete schon, mich zu verspäten, denn der Taxifahrer versuchte vergebens, in der mit Bäumen überwachsenen Gegend die richtige Zufahrt zu finden. Die rote Sonne stand bereits tief, und hier gab es keine Straßenbeleuchtung.

Als wir das Haus endlich entdeckten, begrüßte Jane mich mit einem herzlichen Lächeln und offenem, aufmerksamem Blick an der Tür. Ihr graues Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, in ihrem grünen Hemd mit Button-down-Kragen und Kakihose erinnerte sie ein wenig an einen Park Ranger. Auf ihrem Hemd prangte das Logo des Jane Goodall Institute (JGI) mit den dazugehörigen Symbolen, Janes Profil, ein Schimpanse auf allen vieren, ein Blatt für die Umwelt und eine Hand für die Menschen, die ebenfalls geschützt werden müssen, genau wie die Schimpansen.

Jane ist sechsundachtzig Jahre alt, aber auf unerklärliche Weise kaum gealtert seit ihrer Zeit in Gombe, damals, als sie das Titelbild des *National Geographic Magazin* zierte. Unwillkürlich fragte ich mich, ob Hoffnung und ein festes Lebensziel einen Menschen auf ewig jung halten können.

Was mich bei unserer Begegnung allerdings am meisten beeindruckte, war Janes Willensstärke. Sie strahlt einem aus ihren braunen Augen entgegen wie eine Naturgewalt. Mit diesem Willen war sie bereits damals um die halbe Welt gereist, um Tiere in Afrika zu erforschen, und er bleibt seit den letzten dreißig Jahren ungebrochen. Vor der Pandemie hielt Jane an mehr als dreihundert Tagen im Jahr Vorträge über die Risiken der Umweltzerstö-

rung und den Verlust von Lebensräumen. Jetzt, endlich, beginnt die Welt, ihr zuzuhören.

Ich wusste, dass Jane am Abend gern Whisky trank, deswegen hatte ich ihr eine Flasche ihres Lieblingsgetränks mitgebracht, Green Label Johnnie Walker. Sie nahm das Geschenk höflich an, erklärte mir aber später, dass ich den günstigeren Red Label hätte kaufen und den Rest an ihre Organisation hätte spenden sollen.

In der Küche hatte Maria, ihre Schwiegertochter, bereits ein vegetarisches Gericht aus der tansanischen Küche vorbereitet: Kokosreis mit cremiger Swahili-Bohnensoße, Linsen und Erbsen mit einer Prise gemahlener Erdnüsse und mit Curry und Koriander gewürzt, dazu gab es blanchierten Spinat. Jane behauptet, Essen sei ihr egal, aber ich sehe das anders und kann versichern, dass mir bei diesem Gericht das Wasser im Munde zusammenlief.

Sie stellte meine kleine Aufmerksamkeit neben eine riesige Viereinhalbliterflasche Famous Grouse Whisky. Den hatten ihr die Enkelkinder geschenkt, in der großen Flasche sei er günstiger und werde sicher reichen, solange sie bei ihnen sei. Ihre Enkel wohnten ebenfalls in dem Haus in Daressalam, in das Jane nach der Hochzeit mit ihrem zweiten Mann gezogen war, obwohl sie sich damals noch überwiegend in Gombe und an ein, zwei anderen Orten in Tansania aufhielt.

Für sie gehört ein Gläschen Whisky zum Abendritual, bei dem sie entspannt und den sie, wenn möglich, mit Freunden genießt.

»Das hat alles angefangen«, erklärt sie, »weil Mum und ich abends immer ein ›Tröpfchen‹ zusammen getrunken haben, wenn ich zu Hause war. Dieses Ritual setzten wir fort. Auch später hoben wir um Punkt sieben das Glas, egal in welchem Erdteil ich mich gerade befand.« Außerdem, erklärte Jane, sei ihre Stimme vom langen Reden oft sehr strapaziert, und sie habe festgestellt, dass Whisky ihre Stimmbänder straffe und sie so leichter durch

In einer Pause zwischen Unterhaltungen und Familiengeschichten ergriff ich die Gelegenheit, Jane die Fragen zu stellen, die mich umtrieben, seit wir beschlossen hatten, gemeinsam an einem Buch über die Hoffnung zu arbeiten.

Als gebürtiger New Yorker muss ich zugeben, dass ich der Hoffnung eher skeptisch gegenüberstand. Auf mich wirkte sie wie eine schwächliche Reaktion, ein passives Hinnehmen der Dinge im Sinne von »Hoffen wir das Beste«. Für mich gehörte sie ins Reich der Wunderheilung, der Fantasie. Eine aktive Leugnung der Tatsachen oder blinder Glaube an das Gute trotz der Faktenlage und bitteren Wirklichkeit des Lebens. Ich hatte Angst, der trügerischen falschen Hoffnung auf den Leim zu gehen. Die klar bessere Reaktion war für mich Angst oder sogar Zorn, die Bereitschaft, Alarm zu schlagen, besonders in Krisenzeiten wie jetzt.

Ich wollte wissen, wo der Unterschied lag zwischen Hoffnung und Optimismus, wollte erfahren, ob Jane je die Hoffnung verloren hatte und wie wir in finsteren Zeiten Hoffnung bewahren können. Doch das alles musste bis zum folgenden Morgen warten, denn es war bereits spät, und die Runde löste sich auf.

Ist Hoffnung real?

Als ich am folgenden Tag etwas weniger angespannt zurückkehrte, um mit unserer Unterhaltung über die Hoffnung zu beginnen, machten Jane und ich es uns auf ihren alten, stabilen Klappstühlen mit Holzgestell und Sitzen aus grünem Segeltuchstoff bequem, die schon auf ihrer Veranda auf uns warteten. Von dort aus blickten wir auf den grünen Garten, der dermaßen mit Bäumen überwachsen war, dass man den Indischen Ozean kaum sehen konnte. Tropische Vögel trällerten, kreischten, quäkten und

riefen im Chor, zwei gerettete Hunde liefen herbei und rollten sich zu Janes Füßen zusammen, eine Katze miaute hinter der Fliegengittertür, als wollte sie sich an unserem Gespräch beteiligen. In diesem Moment erinnerte Jane mich an den heiligen Franz von Assisi, umgeben von Tieren, dessen Schutz sie sich verschrieben hatte.

»Was ist Hoffnung?«, fragte ich. »Wie würdest du sie definieren?«

»Hoffnung verleiht uns die Fähigkeit, trotz aller Widrigkeiten weiterzumachen. Sie ist der Wunsch, dass etwas geschehen mag, aber wir müssen hart kämpfen, damit dieser Wunsch in Erfüllung geht.« Jane grinste. »Zum Beispiel hoffen wir gerade, dass wir ein gutes Buch schreiben. Das wird aber nicht passieren, wenn wir uns nicht verdammt viel Mühe geben.«

Ich lächelte. »Ja, das ist sicherlich auch eine Hoffnung, die ich hege. Du hast gesagt, Hoffnung ist der Wunsch, dass etwas geschehen mag, aber wir müssen hart kämpfen. Also bedingt Hoffnung aktives Handeln?«

»Ich glaube nicht, dass es grundsätzlich so sein muss, denn manchmal ist man einfach nicht in der Lage, aktiv zu werden. Sitzt du beispielsweise schuldlos im Gefängnis, kannst du nicht viel tun, aber trotzdem hoffen, dass du wieder freikommst. Ich habe Kontakt zu einigen Naturschützern, denen man lange Strafen aufgebrummt hat, weil sie Kamerafallen aufgestellt hatten, um das Tiervorkommen in diesem Revier zu dokumentieren. Sie haben die Hoffnung, dass sie durch die Handlungen anderer ihre Freiheit zurückerlangen, aber selbst handeln können sie nicht.«

Wichtig für das Konzept der Hoffnung sind also offenbar das Handeln, aber auch die Handlungsfähigkeit. Bemerkenswert an diesem Beispiel: Hoffnung überlebt sogar in einer Gefängniszelle. Ein schwarzer Kater mit weißem Fleck auf der Brust schlenderte aus dem Haus und machte es sich auf Janes Schoß bequem, die Pfoten unter dem Körper.

»Ich frage mich gerade, ob Tiere Hoffnung empfinden.«

Jane lächelte. »Na, wenn Bugs hier die ganze Zeit im Haus sitzen müsste«, sagte sie, während sie den Kater streichelte, »kann ich mir vorstellen, dass er darauf hoffen würde, irgendwann rausgelassen zu werden. Wenn er Hunger hat, jammert er und streicht mir mit peitschendem Schweif zwischen den Beinen hindurch, weil das normalerweise die erwünschte Wirkung zeigt. Ich bin sicher, dass er sich erhofft, dadurch Futter zu erhalten. Denke an deinen Hund. Wenn der am Fenster sitzt und auf dich wartet, ist dabei doch sicher auch eine Form der Hoffnung im Spiel. Schimpansen bekommen häufig Wutanfälle, wenn sie nicht kriegen, was sie wollen. Die sind frustriert, weil sich ihre Hoffnung nicht erfüllt hat.«

Hoffnung war also nicht nur auf Menschen beschränkt. Allerdings wusste ich, dass Hoffnung im menschlichen Verstand eine einzigartige Rolle spielt, auf die wir später genauer eingehen würden. In diesem Moment ging es mir darum zu verstehen, wie sich Hoffnung von einem anderen Wort unterschied, mit dem sie oft verwechselt wurde. »In vielen Weltreligionen wird Hoffnung im selben Atemzug mit Glauben genannt«, sagte ich. »Sind ›hoffen‹ und ›glauben‹ dasselbe?«

»Hoffnung und Glauben unterscheiden sich doch sehr, wie ich finde«, erwiderte Jane. »Wenn man glaubt, geht man davon aus, dass hinter dem Universum eine intelligente Macht steckt, die man dann ›Gott‹, ›Allah‹ oder anders nennt. Man glaubt also an Gott den Schöpfer. Man glaubt an das Leben nach dem Tod oder andere religiöse Lehren. Das ist Glauben. Wir können *glauben*, dass diese Dinge zutreffen, aber *wissen* können wir es nicht. Hingegen wissen wir sehr genau, in welche Richtung wir gehen wollen, und hoffen, dass wir den richtigen Weg eingeschlagen haben. Die Hoffnung ist bescheidener als der Glauben, denn niemand kennt die Zukunft.«

»Du hast vorhin gesagt, dass Hoffnung harte Arbeit erfordert, damit das, was wir wollen, tatsächlich eintrifft.«

»Nun, in bestimmten Kontexten ist die Arbeit sogar unverzichtbar. Nehmen wir beispielsweise die verheerende Lage der Umwelt, in der wir uns heute befinden. Wir können sicherlich hoffen, dass es für eine Umkehr noch nicht zu spät ist, aber wir wissen auch, dass diese Umkehr garantiert nicht stattfinden wird, wenn wir tatenlos bleiben.«

»Also werden wir hoffnungsvoller, je mehr wir handeln?«

»Das trifft auf zweierlei Weise zu. Wenn man keine Hoffnung hat, dass das eigene Handeln etwas Positives bewirkt, wird man nicht handeln. Man braucht Hoffnung, um überhaupt in Aktion zu treten; aber hat man sich erst einmal zum Handeln entschlossen, entsteht dadurch auch mehr Hoffnung. Es ist also ein Kreislauf.«

»Und was ist Hoffnung genau? Ein Gefühl?«

»Nein, kein Gefühl.«

»Was dann?«

»Ein Aspekt des menschlichen Überlebens.«

»Eine Überlebensfertigkeit?«

»Hoffnung ist keine Fertigkeit. Sie ist angeboren, viel tiefer verwurzelt. Tatsächlich ist sie fast wie ein Geschenk. Überleg mal, dir fällt sicher eine andere Bezeichnung ein.«

»Werkzeug? Ressource? Kraft?«

»Kraft trifft es ganz gut. Kraft. Werkzeug.«

»Aber keinen Holzhammer.« Wir lachten.

»Ein Überlebensmechanismus?«

»Besser, aber das ist mir noch zu mechanisch. Ein Überlebens…« Jane überlegte.

»Impuls? Instinkt?«

»Eigentlich ist es ein Überlebensmerkmal«, sagte sie schließlich.

»Das ist es. Ein menschliches Überlebensmerkmal, ohne das wir aussterben würden.«

Fall es sich tatsächlich um ein Überlebensmerkmal handeln sollte, fragte ich mich, warum hatten dann manche Menschen mehr Hoffnung als andere? Entwickelte sich Hoffnung in besonderen Stresssituationen? Und hatte Jane die Hoffnung je verloren?

Hast du je die Hoffnung verloren?

Jane verfügt über eine Kombination von seltenen Eigenschaften: die unerschrockene Entschlossenheit der *Wissenschaftlerin*, harten Fakten ins Auge zu blicken, und die Neugier einer *Suchenden*, die von dem Wunsch getrieben ist, Antworten auf grundlegende Fragen des menschlichen Lebens zu finden.

»Als Wissenschaftlerin hast du …«, setzte ich an.

»Ich betrachte mich als Naturforscherin«, korrigierte sie mich.

»Wo liegt der Unterschied?« Ich hatte immer gedacht, eine Naturforscherin sei eine Wissenschaftlerin, die Feldforschung betreibt.

»Die Naturforscherin sucht nach dem Wunderbaren in der Natur, sie lauscht ihrer Stimme, und während sie versucht, die Natur besser zu verstehen, lernt sie von ihr. Wissenschaftliche Arbeit konzentriert sich auf Fakten und möchte Dinge messen. Sie stellt sich Fragen wie: Inwiefern handelt es sich hier um Anpassung? Wie trägt es zum Überleben der Arten bei?

Als Naturforscherin braucht man Empathie und Intuition – und Liebe. Der Anblick der Flugformation von Staren kann eine Naturforscherin in Staunen versetzen, sie betrachtet dieses Phänomen mit Ehrfurcht vor der unglaublichen Geschicklichkeit dieser Vögel. Wie schaffen sie es, zu Tausenden in einer Schar zu fliegen,

ohne einander je zu berühren, dabei aber diese dichten Formationen zu bilden, komplett synchron Sturzflüge und blitzschnelle Wendemanöver auszuführen? Und warum? Aus Spaß? Freude?« Jane sah in den Himmel, als könnte sie sie dort sehen, die Stare, und ihre Hände tanzten wie die Schar in ihrer Fantasie.

Ich sah die junge Jane vor mir, eine Forscherin, voller Ehrfurcht und Staunen. Als unsere Unterhaltung vom plötzlich lautstark losprasselnden Regen unterbrochen wurde, hing ich diesem Bild nach, stellte mir vor, wie Jane zu Beginn ihrer Karriere Hoffnungen und Träume hegte, die ihr schwer erfüllbar und unendlich weit entfernt erschienen sein mochten.

Bald war der Regen versiegt, und wir setzten unser Gespräch fort. Ich fragte Jane nach ihren Erinnerungen an ihre erste Reise nach Afrika, und sie schloss die Augen. »Das war wie im Märchen damals«, sagte sie. »In der Zeit gab es keine Passagierflüge nach Kenia, wir reden von 1957, also reiste ich mit einem Schiff an, der *Kenya Castle*. Für die Überfahrt waren eigentlich nur zwei Wochen eingeplant, doch in Wahrheit dauerte sie dann einen Monat, weil der Suezkanal wegen des Krieges zwischen Großbritannien und Ägypten geschlossen war. So mussten wir den gesamten afrikanischen Kontinent umschiffen, hinunter nach Kapstadt und an der Küste entlang nach Mombasa hinauf. Eine zauberhafte Reise!«

Jane folgte ihrem Traum, Tiere in freier Wildbahn zu beobachten. Der Wunsch war schon in ihrer Kindheit entstanden, als sie *Doktor Doolittle* und *Tarzan* gelesen hatte. »Tarzan hat leider die falsche Jane geheiratet«, scherzte sie. Die unglaubliche Lebensgeschichte der Jane Goodall hat viele Menschen inspiriert. Damals war es für eine junge Frau unerhört, allein um die halbe Welt zu reisen, um im Busch zu leben und Bücher über wilde Tiere zu schreiben. »So was haben nicht mal Männer gemacht!«, fügte sie hinzu.

»Jemand hatte mir gesagt: ›Wenn du Interesse an Tieren hast, musst du Leakey kennenlernen.‹ Also habe ich mich um einen Gesprächstermin bei ihm bemüht. Ich glaube, er war beeindruckt von meinem fundierten Wissen über die afrikanische Tierwelt – tatsächlich hatte ich alles über sie gelesen, was ich in die Finger bekam. Und stell dir vor: Zwei Tage vor unserem Termin hatte seine Sekretärin aus heiterem Himmel gekündigt, und er suchte eine neue. Plötzlich erwies sich all das langweilige Zeug aus dem Sekretärinnenkurs als extrem nützlich.«

Jane wurde von Leakey eingeladen, mit ihm, seiner Frau Mary und mit Gillian, einer weiteren jungen Engländerin, an der jährlichen Grabung in der Olduvai-Schlucht in Tansania teilzunehmen, wo sie nach frühmenschlichen Überresten suchten.

»Gegen Ende der drei Monate sprach Leakey immer wieder von einer Gruppe Schimpansen, die in den Wäldern am östlichen Ufer des Tanganjikasees in Tansania lebten, dieses Gebiet stand damals noch unter britischer Kolonialherrschaft und hieß Tanganjika. Er erzählte mir, der Lebensraum der Schimpansen sei abgelegen und felsig, es gebe gefährliche Tiere, außerdem seien die Schimpansen dort erheblich stärker als Menschen.

Wie sehr wünschte ich mir ein solches Abenteuer! Leakey wollte für dieses Forschungsprojekt einen aufgeschlossenen Menschen mit großer Wissbegier, Tierliebe und unendlicher Geduld.«

Der Paläoanthropologe glaubte, aus dem Verhalten unserer nächsten Vorfahren in der Wildnis Erkenntnisse über die menschliche Evolution zu gewinnen. Er wollte diese Studie durchführen, weil er wusste, dass man zwar anhand des Skeletts Rückschlüsse auf das Aussehen eines Lebewesens ziehen konnte, genau wie die Abnutzung der Zähne Aufschluss über die Ernährung gab, aber das *Verhalten* von Lebewesen im Gegensatz dazu nicht fossilisierte. Er war überzeugt, dass es vor rund sechs Millionen Jahren einen

gemeinsamen Vorfahren gegeben hatte, ein affenähnliches, menschenähnliches Wesen. Wenn moderne Schimpansen (mit denen wir genetisch zu 99 Prozent identisch sind) ähnliche oder sogar identische Verhaltensweisen zeigen würden wie moderne Menschen, waren sie vermutlich auch schon beim gemeinsamen Vorfahren vorhanden und im Verlauf unserer separaten Evolutionspfade Teil unseres Repertoires. Und das, so glaubte Leakey, würde ihm Anhaltspunkte für das Verhalten unserer Vorfahren aus der Steinzeit liefern.

»Ich hatte keine Ahnung, dass er dabei an mich dachte, und fiel aus allen Wolken, als er mich fragte, ob ich bereit sei für diese Arbeit.« Bei der Erinnerung an ihren Mentor lächelte sie. »Louis war ein ganz Großer, nicht nur in seiner Statur, sondern auch in seinem Scharfsinn und seiner Vision. Und er hatte einen wunderbaren Sinn für Humor. Es dauerte ein Jahr, bis er die Forschungsgelder zusammenhatte. Die britische Kolonialverwaltung verweigerte ihm zunächst die Erlaubnis, so schockiert war man von seinem Vorschlag, eine junge weiße Frau allein in den Busch zu schicken, aber Leakey gab nicht nach, und am Ende erhielt er ihre Zustimmung, allerdings müsse ich mir eine »europäische« Begleitperson suchen.

Leakey wollte jemanden, der mich im Hintergrund unterstützte, aber nicht mit mir konkurrierte, und so fiel seine Wahl auf meine Mutter. Ich glaube, ich musste keine große Überzeugungsarbeit leisten. Mum liebte Herausforderungen. Ohne sie wäre diese Expedition nicht möglich gewesen.

Bernard Verdcourt, Botaniker am Coryndon Museum, fuhr uns mit einem überladenen Land Rover nach Kigoma – die nächstgelegene Stadt vor Gombe, meist auf Pisten voller Spurrillen und Schlaglöcher. Als er uns absetzte, ging er davon aus, uns nicht mehr lebend wiederzusehen, wie er später gestand.«

»Es gab unzählige Momente der Enttäuschung und Verzweiflung«, erklärte Jane. »Jeden Tag vor Sonnenaufgang kletterte ich die steilen Hügel des Gombe-Nationalparks hinauf, auf der Suche nach Schimpansen, und nur selten bekam ich sie vor mein Fernrohr, auch nur flüchtig. Auf allen vieren kroch ich durchs Unterholz, erschöpft, Arme, Beine und Gesicht völlig zerkratzt, doch eines Tages stieß ich auf eine Gruppe Schimpansen. Mir schlug das Herz bis zum Hals, die Schimpansen sahen mich an, doch bevor ich irgendwas beobachten konnte, waren sie auf und davon.

Die bereitgestellten Forschungsgelder reichten nur für sechs Monate, aber die Schimpansen nahmen ständig Reißaus, sobald ich auch nur in ihre Nähe kam. Aus Wochen wurden Monate. Ich wusste, dass sie mir irgendwann vertrauen würden, die Frage war nur, ob mir noch genug Zeit blieb. Wenn ich es nicht schaffte, würde ich Leakey enttäuschen, er hatte mir so viel zugetraut, und mein Traum wäre begraben. Für mich war allerdings viel schlimmer, dass ich diese faszinierenden Tiere dann nie verstehen würde und auch nie herausfände, was sie uns über die menschliche Evolution verraten könnten, denn genau dort lag ja Leakeys Interesse.«

Jane war keine akkreditierte Wissenschaftlerin, sie hatte nicht mal einen Universitätsabschluss. Leakey wollte eine Person, die ohne akademische Denkstrukturen und Vorurteile an das Vorhaben heranging. Janes bahnbrechende Entdeckungen, besonders ihre Beobachtungen im Bereich der Gefühle und Persönlichkeiten von Tieren, wären vermutlich nie gemacht worden, wenn Jane sie ihnen aufgrund ihrer Ausbildung von vornherein abgesprochen hätte, denn das war in der damaligen Lehre gang und gäbe.

Was für ein Glücksfall für Jane, dass Leakey Frauen für die besseren Feldforscherinnen hielt, weil er davon ausging, dass sie mehr Geduld und Empathie für die Tiere aufbrachten, die sie erforschen sollten. Nachdem er Jane in die Wildnis geschickt hatte,